

# Er hät sis Herbstli verchauft : Herbst und Ernte im Volksmund

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **48 (1944-1945)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663077>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Er hät sis Herbstli verchauft

Herbst und Ernte im Volksmund

Im Volksmund hat das Wort Herbst nicht selten noch seine ursprüngliche Bedeutung: Ertrag der Herbsternnte. Verwandte des Wortes „Frucht“ und „Früchte lesen“, und so ist der Herbst wörtlich die Herbstfrucht und das Einernnten der Früchte. Im Schweizerischen Idiotikon kann man allerlei darüber lesen. Je nach dem Ertrag sagen die Obstbauern oder Weinbauern, es sei en volle(r) Herbst, en guete Herbst, wenn's weniger gut steht, en mittlere, en halbe Herbst. Er hät en schöne Herbst g'macht, damit meint man, er habe eine gute Ernte und einen schönen Erlös gemacht, besonders von den Weinbergen. Aus dem 15. Jahrhundert hört man über einen reichen Herbstlegen: „So zu Zyten der Herbst als groß wurde, oder ein söllich Wynnfülli kām, dadurch man mit den wyhen ni in die trothen mag“. Was die hier erwähnte Wynnfülli betrifft, so ist zu sagen, daß damit in anderen Belegen aus alter Zeit nicht Wein in Hülle und Fülle gemeint ist, sondern das Vollsein von süßem Weine. Es ist traurig genug zu lesen: „Wie mancher ist in einer Wein-Fülle unglücklich gestürzt und dahin gestorben“, so predigt ein Zürcher Pastor anno 1733. „In aller Fülle und Weinfülle hat er sich in ein kalt Wasser geworfen“, so berichtet ein Chronist schon im 16. Jahrhundert. Doch zurück zum Herbst! Ein schweizerisches Wörterbuch aus dem 16. Jahrhundert bietet folgende Umschreibung: „Graciles vindemiae, ein magerer Herbst, ein schlechter wümmet oder lesset“. Alle diese Bezeichnungen leben noch jetzt, der Herbst, der Wümmet, der Leset. Für den Leset hat das Idiotikon einen drolligen Beleg von 1649 aus dem Wettinger Klosterarchiv: „Gleichsam sollen auch weder junge noch alte Personen mit nachsuechen, weilen ein Stück im ganzen Berg noch ungelesen steht, darzuo auch eutwer Hünd Bengel anhenken, bis zu Ausgang und End des Herbst und Lesends (Lesets)“. An den meisten Orten ist dieses Suchen nach vergessener Traube allgemein erlaubt, doch tun es meist nur die Kinder. In der alten Zürcher Bibel klingt das Wort nachsüechlen besonders anmutig: „Wenn du deinen weinberg

geläsen hast, so solt du nit hernach genaw süechlen: es soll der frömbdingen, der weisen (Waisen) und der witwen sein“.

Zwischen der Bedeutung „Ertrag der Ernte“ und dem im Schriftdeutschen vorherrschenden Sinn „Herbstzeit“ steht die vermittelnde Anwendung im Sinne von „Herbsternte als Arbeit“. Er gaat in Herbst: das heißt, es gehe einer als gedingerter Arbeit zur Weinlese. Er lütet in Herbst, wenn die Glocke in kurz abgestoßenen Schlägen den Beginn des Wümmets anzeigt. Nach einem eidgenössischen Abschied von 1842 mußte irgend etwas verschoben werden, „weil die Mehrzahl der Herren (vom Rat) nicht zu Hause, sondern im Herbst sein“, das heißt am Wümmet. Sonderbar klingt es, wenn Thomas Platter 1595 schreibt: „Der Herbst ist gemeinlich im Augusto!“ Er meint eben die Erntearbeit. Und so kann einer im Jahr 1693 feststellen, der Synodus Galli 1692 sei „wegen späten Herbsts verschoben worden auf den 1. Tag Novembers“. Den Herbst als Jahreszeit könnte man kaum verschieben.

Den nennt der Volksmund auch Späätli(n)g; das harmoniert recht schön mit dem Früeli(n)g! De Herbst ist i(n) de(n) Rebe(n), sagt man in Weingegenden, wenn die Blätter gelb werden und abfallen, so daß die Trauben entblößt werden. Recht phantasievoll drückt man dies so aus: „Der Maler geht herum.“

Mit dem Wort Herbst wird auch im besondern der Herbst-Monat gemeint, der September. Im ältern Kalender unterschied man: „Erster Herbst“ = September, „ander Herbst“ = Oktober, dritter Herbst“ = November.

Anstätt es herbstelet oder es herbstet sagt man auch: es laubriset, das heißt eigentlich, das Laub fällt, denn auch die Zeit des Blätterfalls ist gekommen. Es verlaubriset, es ist verlaubriset, hat den Sinn: es ist verjährt (von einem Frauenzimmer: es habe seine Frische verloren). Laubris, Laubrisi kommt in der älteren Rechtssprache sehr häufig in Terminangaben vor. Noch heute sagt man: Bis zur nächsten Laubrisi ist dann der Heiri nümnen ume, das heißt bis zum Herbst wird er

gestorben sein. Späätü Laubrissi, späte(r) Früelig, so verkündet die Volksweisheit.

Hoffentlich haben wir jetzt ein rechtes „G'raat-Jaar“, es gäbiges Jaar! Aber alles auf einmal bekommt man schwerlich in Fülle: Es Obs-Jaar ist keis Wü(n)-Jaar. Eine andere Bauernregel

behauptet: Spfeljaar, Hungerjaar! Darnach wäre in einem guten Apfeljahr der Getreidesegen gering. Wenigstens muß der Bauer heutzutage keinem Grundherrn mehr das Herbsthuhn oder den Herbsthahn liefern.

-r-

## Frühe Not

Rudolf Linder, der Kleinbauer auf dem Ramiseggli, saß mit seinen Leuten beim z'Nacht.

Es ging gar still zu am Tisch. Niemand sprach. Der Vater schob mechanisch den Löffel Röstli zum Munde und sann in sich hinein. Die Mutter hatte ein kummervolles Gesicht. Margritli und Hans löffelten auch schweigend aus ihren Tellerchen.

„Es geht nicht anders, Frau, wir müssen eines von den Tieren geben. Entweder das Broni oder den Stern. Ich schreib's am nächsten Samstag im Amtsanzeiger aus.“

Nach langer Stille erhebt die Frau ihre müde Stimme:

„Wie viel fehlt noch am Zinsgeld, Vater?“

„Dreihundertsiebenzig Franken! Das Erdäpfelgeld langt nirgends hin. Windfallholz gibt es nur zwei Kubikmeter. Und sonst haben wir nichts zu verkaufen.“

Hans schaut den Vater mit schreckweiten Augen an und beginnt plötzlich heftig zu weinen. Sein ernsthaftes Bubengesicht ist ganz überrieselt von jäh hervorspringenden Tränen.

„Aber Hans, was soll das?“ verweist erschrocken die Mutter, die, ganz hingeeben an ihren Kummer, des Bubens nicht geachtet hatte.

Eine gute Weile bleibt die Antwort aus. Nichts ist zu hören, als das ungestüme Schluchzen.

Auf einmal aber hebt der Bub die tränen-schweren Lider und sieht den Vater an: „Wenn das Broni verkauft wird, Vater, so schaffe ich nichts mehr.“

Mit zitterndem Atem, ohne die Tränen fort-zuwischen, erhebt sich der Knabe und stürzt aus der Stube.

Hinter dem Haus wirft er sich auf den Dengel-

stock und macht seinem Kummer Luft. Leise betet er in sich hinein:

„Lieber Gott, gib, daß wir das Broni nicht verkaufen müssen.“ — — —

Vom ersten Tag der Geburt an hat Hans das Broni betreut, hat es mit dem Strohwisch trocken gerieben, als es dem Mutterleibe entschlüpft war, ihm ein warmes Nest bereitet in der hilben Stall-ecke. Seit der Stunde, da das Kälblein auf seinen schwanken, hohen Beinen zum erstenmal in die Welt staunte, bis zu diesem Augenblick hat er das Tier gefüttert, getränkt, gestriegelt, sein Werden und Wachsen verfolgt. Er führt Gespräche mit ihm, wenn es mit dem feuchten Maul seine Hand leckt. Und nun es erwachsen ist und Mutterpflichten entgegengeht, hat er ihm erst recht alles zuliebe getan.

Er führt es täglich ins Freie. Es ist nun schon ein schönes, stattliches Tier und Hansens Stolz.

Heimlich macht er Pläne: Wenn das Broni wieder eine Kuh werfen würde! Wenn sie noch eine halbe Jucharte Land empfangen würden! Und er so recht, ja, so recht schaffen würde.

— Vielleicht könnte er bald etwas beitragen, ganz aus ihm selbst, daß es ein wenig leichter ginge. Der Vater mußte so schaffen und schinden und genug tun! Und die Mutter — was mußte die alles tun! Wenn er in der Schule war, mußte sie überall mit Hand anlegen, bschütten helfen, grasen, füttern, manchmal sogar melken.

Der Vater war oft krank.

In der jüngst verflossenen Nacht hatte Hans einen wunderbaren Traum: Ein ganzer Stall voll Broni-Nachkommen standen in Reih und Glied. Aber es war nicht der enge, dumpfe Stall auf dem Ramiseggli, sondern ein neugebauter,